

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 4

Artikel: Ruedeli Staufer : eines von Daheim
Autor: Reinhart, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Weihnachtslied.

Von Theodor Storm.



om Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern herniederlacht;
Uom Tannenwalde steigen Däfte
Und hauchen durch die Winterlüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimatlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muss ich stehn;
Es sinkt auf meine Augenlieder
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Ruedeli Staufer.

Eines von Daheim von J. Reinhart, Schönenwerd.

In der „Ewigkeit“!

Das ist ein gar einsam, weltverlorenes Plätzlein Erde, und in den Büchern und Zeitungen ist mir sein Name noch nie begegnet.

Ein Stücklein Mattenland und Ackerlein dazwischen, wie ein grünes Kleid, mit braunen Lappen geflickt; ein Stücklein blauer Himmel; und wie das Bild im schwarzen Rahmen ringsum der dunkle Tannenwald und im Norden der hohe Berg mit den weißverwaschenen Flügen. Da und dort hinter alten Bäumen blickt schüchtern, wie ein furchtsam Maitli, ein graues Schindelhaus hervor.

Dort, in der „Ewigkeit“ waren wir daheim, und jetzt, nach vielen Jahren, wenn wir uns einmal treffen, alte Kameraden, denen es zu eng geworden in der „Ewigkeit“, drücken wir uns die Hand.

Wir reden wieder von jener Zeit, da wir ins Holz gegangen, da wir die Vogelnester aufgespürt, da wir in die Flühe gestiegen, da wir singend heimgekehrt, die gefüllten Himbeerkrättlein umgehängt.

Aber dann kommt wohl auch ein Tröpflein Wehmut in die Erinnerung, wenn wir von denen reden, die mit uns so manchen sonnigen Sommertag im Wald, im Beerenschlag, im Berg verlebt.

Es ist der Staufer Ruedeli, dem wir an jener freudigen Weihnacht grünes Moos und Palmenblätter im Walde gesucht, daß die Mädchen einen Kranz

flechten konnten. Der grüne Kranz mit den weißen Rosen darin lag auf seinem Totenbäumchen, als man ihn zur Kirche trug, zwei Tage nach Weihnacht.

Ich sah ihn noch, als stünd' er vor meinen Augen: ein bleiches, menschen-scheues Bürschli, in seiner blauen Ohrenkappe, die ihm die Mutter aus des seligen Vaters Soldatenröcklein gemacht.

Er war nicht wie die andern! Er war nicht für die Menschen. Die Mutter hatte ihn nur für sich allein gezogen. Lang mußte er den bitteren Spott von uns fühlen, den Spott für sein Heimweh nach dem Mütterlein:

In der Schule hatten wir das Geschichtlein gelesen vom Mütterlein, das seinem Sohn nach vielen, vielen Jahren auf der Straße begegnet und ihn vor allen andern wieder erkennt.

Da hörte man ein Schluchzen: der Staufer Ruedeli hatte das Heimweh nach dem Mütterlein, das allein in seinem Häuslein blieb, während sein Büb-lein in der Schule war.

Kamen wir am Mittag, Buch und Tafel unterm Arm, auf den Tannen-rain, da wo es in unser Waldeiland, in die „Ewigkeit“ hineingeht, da war der Ruedeli der erste. Da sah er hinten im Waldeck, wo die Tannen ganz nahe stehen, seiner Mutter Häuslein. Aus dem kleinen schwarzen Kamin stieg ein blaues Räuchlein; das war ihm wie ein freundlicher Gruß von daheim, von seinem Muetterli, das dort am Herde stand und seinem einzigen Büblein Erd-äpfelstörzli kochte mit braunen, knusperigen Brotbrösmelein darauf und einem goldgelben Butterbächlein rings herum.

Da war der Ruedeli nicht mehr zu halten. Voraus lief er, was ihn die kurzen Beine trugen, wir hinten drein mit lautem Spott.

„Der Ruedeli hat Langezeit, Langezeit nom Muetterli!“

Aber einmal, da kamen wir die Straße hinan; auf dem Rain, da blieb der Ruedeli stehn; die Hand hielt er über die Augen, als möcht' er besser sehen.

Aber er schaute und schaute, er sah kein Räuchlein steigen.

Zurück hat er geblickt nach uns, wie fragend, hilfesuchend.

Und dann war er gelaufen, in einem Atem, nicht den Fußweg hinauf, der von der Straße zum Häuslein führt; er eilte über die tiefbedeckten, winter-lichen Matten. Zu Haus, an der Türe blieb er stehen. Eine Stimme redete da drinnen. Und wie er den Fuß über die Schwelle setzte, kam der Doktor aus der Stube; Ruedeli kannte ihn wohl am strengen Gesicht mit dem schwarzen Bart, er war einst beim Vater selig gewesen. Wie der Doktor den Schritt aus der Türe tat, ging das Mitleid über sein Angesicht. Er nahm des Knaben Hand und sprach zu ihm, daß das Erbarmen aus seiner rauhen Stimme zitterte:

„So Bübli, folg jetzt schön der Mutter! Sie hat's gar nötig! Sie ist krank!“

Das war ein Wort, das tat dem Büblein weh, im Herzen wie ein Messerstich.

„Sie ist krank!“

Wie gelähmt sank er auf die steinerne Schwelle.

O, dieses Wort! Das war ja, was ihm schon seit vielen Wochen voraus gewesen, wie ein drohendes Unglück! In mancher Nacht war er im Stüblein aufgewacht. Da hatte er im matten Schimmer des Fensters die Mutter gesehen, halbaufgerichtet im Bette, der böse Husten war wieder an sie gekommen. Schwer atmend hatte sie gekeufzt.

Da hatte der Ruedeli gerufen:

„Mutter, bist du krank?“

„Nein, es ist nichts, Kind, schlaf du!“

Und nun schon so manche Nacht, seit vielen Wochen!

Aber die Mutter hatte nicht Zeit gehabt zum Kranksein: sie mußte ihrem Büblein Strümpfe stricken und Höslein flicken. Und jetzt, war es doch gekommen; der Doktor hatte es gesagt!

Wie der Ruedeli sich erhob, da hörte er durch die offene Türe aus dem Stübli, ein verhaltenes Schluchzen, dazwischen ein tröstendes Zureden.

Ruedeli hielt den Atem an.

Da drinnen hörte er reden, es war die Stimme der Katharinabas, die war aus dem Dörflein zu der Mutter gekommen; die hatte wohl der Doktor gebracht.

Mit zagem Schritt wollte er über die Schwelle treten, da vernahm er wieder das Schluchzen. Und jetzt, da er den leisen Fuß schon in die Stube getan, da fiel sein Blick durch die halboffene Türe auf das Bett der Mutter. Sie hatte sich emporgerichtet, den Blick der Wand zugekehrt, wie um die Tränen zu verbergen.

War das seine Mutter? Die Wangen eingefallen, ohne Farbe und Leben, die Augen in tiefen, dunklen Höhlen und die Lippen so bleich!

Das hatte er nie gesehen und war doch jeden Tag am Tisch ihr gegenüber gesessen. Ihm war's, eine schwere, kalte Hand hielt ihn zurück.

Jetzt vor die Mutter gehen, o, das konnte er ja nicht; er mußte ja weinen, weinen, niederfallen an ihrem Bette: es mußte ihr ja das Herz brechen.

Der Ruedeli stand da, die Stubentüre in der Hand, die großen, grauen Augen in starrem Blicke nach der Mutter gerichtet, als ob er es nicht glauben könnte, was er im niedern Stübli sah und hörte.

Da drinnen war ein Klagen und ein Trösten!

„Bös ist es! den Kopf hat der Doktor geschüttelt, als er ging, ich sah es wohl! Zu lang hab' ich gewartet. Aber ich wollte es zwingen, das Kranksein, dem Bübli z'lieb! O, dem geht es bös, wenn sie mich hinausgetragen!“

Da wollte die Base trösten; aber in ihrer Rede zitterte die Rührung noch:

„Oh du, es wird wohl wieder gut, im Frühjahr wenn die Sonne herfscheint vor das Haus und der Birnbaum wieder blüht, dann wird alles wieder besser!“

Das Schluchzen schien der Mutter Herz zu brechen:

„O, wenn der Birnbaum blüht, dann bin ich nicht mehr da, dann ist ja das Buebli schon allein und hat kein Muetli mehr!“

Mit pochendem Herzen hatte der Ruedeli da gestanden: da war es ihm, da drinnen in der Brust wollte etwas zerspringen!

Hinaus, hinaus, wo er sein Herz noch ausweinen konnte!

Hinter dem Häuslein an der alten Tanne, wo er mit der Mutter im Sommer manchemal gegessen, da faßte er den rauhen Stamm, da stieß er seinen Schmerz hervor:

„O Mutter, Mutter, du darfst nicht sterben!“ —

— — — — —
In jenen Wintertagen sah man den Staufer Ruedeli kommen und gehn; — er schien nie müd zu sein — ins Dorf, in die Stadt für seine Mutter.

Er war stumm geworden. Auf dem bleichen Gesichtlein stand der Kummer um die franke Mutter. Wir ließen ihn des Weges gehn.

Wer aber auf der Straße ihn traf und ihn nach der franken Mutter fragte, dem tat er das Herz auf, wie die Blumen einem freundlichen Sonnenstrahl.

Dem gab er einen Blick aus seinen großen Augen, der war wie ein „danke dir Gott!“ Und der Blick forschte ängstlich weiter, ob du vielleicht das Mittel wüßtest, das seine Mutter zur Gesundheit brächte.

Und einmal ist er in der Freude heimgekommen. Sein Auge leuchtete:

„Mutter, jetzt wird es wieder gut, ich kann dir helfen!“

Die machte große, ungläubige Augen, richtete sich langsam auf in ihrem Bett.

„Ja Mutter, ich kann dir helfen; der Bannwart hat's gesagt. Das helfe sicher, wie ein Wort: Am heiligen Abend hat er gesagt, in den Berg gehn an die Felsenwand, da ist das Fluhbeerliholz; in den drei heiligen Namen brechen und davon getrunken, das macht gesund, hat er gesagt!“

Sein Körperlein hatte gezittert vor Erregung und vor Freude, die Hände waren in der Luft herumgegangen und die Ungeduld hatte seine Rede beschleunigt:

„O ich weiß, wo die Fluhwand ist; da war ich auch im Sommer, da haben wir Himbeeren gesucht und vom Fluhbeerliholz die Frucht gegessen; die Staude kenn ich wohl!“ —

Aber die Mutter schaute ihn mit Wehmut an, traurig lächelte sie, langsam schüttelte sie den Kopf, wie um einen erloschenen Hoffnungsschimmer.

„O Ruedeli!“ sagte sie, „du guter Bueb, jetzt ist es Winter; jetzt kannst du nicht mehr in den Berg. Und helfen wird es wohl, wohl ohne Fluhbeerliholz!“ —

Der Ruedeli schwieg. —

Und er ward noch stiller und an manchem Abend stand er wie sinnend hinterm Hause und seine Augen starrten stundenlang hinauf an den Berg, wo die weißen Flühe wild zerklüftet aus dem schwarzen Wald aufstiegen.

Am heiligen Abend hat man den Staufer Ruedeli zum letztenmal gesehen, wie er aus dem Dörflein kam. Als ob er eine große Eile hätte, lief er über die gefrorenen Matten, heimzu.

Zwei- oder dreimal blieb er stehen, schaute, die Hand über den Augen, hinauf an den Berg; hastiger, als hätte er eine versäumte Zeit noch einzuholen, lief er weiter. Der Himmel war trübe; die Erde wollte noch das Festkleid anziehen für den morgenden Christtag: Die Flocken fielen groß wie weiße Schmetterlinge auf die trockene, hartgefrorene Flur.

Es wurde Abend, da hat der Flüehli Isidor, der einen Pflug, der noch im Acker gestanden, vor dem Schneefall ins Obdach tat, die Stauferin gesehen an der Hausecke stehen.

Überrascht, sie da zu finden, von der es hieß, sie liege krank, ist er stehen geblieben auf dem Acker, hat ihr zugerufen:

„So? ist Lisbeth auch wieder auf den Füßen, wenn das Christkind kommt?“

Er hat ihre schwache Stimme kaum verstanden:

„Es ist nicht das! Aber der Bub! Er bleibt so lange fort, er kommt nicht heim! Es ist mir himmelangst!“ —

„Er wird das Christkind suchen!“ tröstete der Flüehli Isidor und ging vorbei. —

Als es schon dunkel war, ist mein Vater mit der Holzart in den Wald gegangen; ich trug ihm die Laterne; wir wollten ein Bäumchen holen, daß das Christkind seine Sachen dran hängen konnte.

Schweigend gingen wir den Waldsaum hinan; es war stockfinster Nacht, kein Laut regte sich; nur die fallenden Schneeflocken betteten sich mit sanftem Knistern auf die niedergehenden Äste.

Da sahen wir weit hinten vom Stauferhäuschen ein Licht sich dem Walde zu bewegen; hastig, ängstlich wie nach etwas suchend, anhaltend, wie sich besinnend. —

Der Vater deutete mit der Hand hinüber nach dem Lichte:

„Der Ruedeli will auch einen Baum; er muß ihn selber suchen!“ —

„Ja, er wird ein Bäumchen suchen,“ gab ich zur Antwort, und schaute lange hin.

Darauf trugen wir das Lännchen heim; das Licht sahen wir nicht mehr; ich war froh. —

Am Morgen war der Staufer Ruedeli nicht in seinem Bänklein, als der Pfarrer vom Christkind predigte.

„Es wird wohl schlimmer sein mit der Stauferin!“ sagte meine Mutter, auf dem Kirchweg, als wir nach Hause gingen.

Doch wie wir auf der Straße in die „Ewigkeit“ kamen, blieb die Mutter auf einmal stehen und deutete hinaus nach dem Stauferhäuschen, das unter den schneebedadenen Tannen wie ein furchtsam Menschlein knurrte. —

„Das Licht dort im Fenster, siehst du's?“ —

Und wir sahen durch die kleinen Scheiben ein einsam Lichtlein brennen.

„Ein Licht am hellen Tag!“

„Der Ruedeli hat den Christbaum brennen lassen!“

Stumm schritten wir nach Hause, da schüttelte die Mutter den Kopf:

„Es ist mir doch nicht recht! die Stauferin! Ich muß auch einmal zu ihr gehn! Grad heut'. Sie ist auch so verlassen, hat keine gute Weihnacht!“ —

Daheim am wohlgedeckten Weihnachtstisch war mir das Lichtlein immer vor Augen.

Ich drängte die Mutter, ich wollte ihr den Semmelring tragen, den sie für die Stauferin aus dem Kasten geholt.

Durch den Schnee im schmalen Fußpfad schritten wir dem Häuslein am Waldeck zu, ich voraus, die Mutter mühsam hinter mir, ich immer eilends voraus: das Lichtlein brannte noch.

Wie eine dunkle Ahnung trieb es uns dem Häuschen zu.

Da, aus dem Stalle hörten wir das Geißlein schreien, in einem fort; das war wohl heut' vergessen geblieben.

Die Tür stand offen; auf der Schwelle kam ein Käcklein uns entgegen und drängte sich lieblosend an die Mutter.

Und drinnen in der Stube, da brannte das Lämplein auf dem Tisch, das Öl war auf der Neige, ab und zu flackerte das rote Lichtlein unruhig auf wie ein sterbend Bögelein.

Die Mutter war einen Augenblick stille gestanden und hatte wie sinnend in das erlöschende Flämmchen geschaut.

Da kam eine Gast in sie, in die Nebenkammer trat sie; auf der Türschwelle blieb sie stehen, schlug die Hände zusammen: das Bett der Kranken war leer, hinten in der Ecke stand des Bübleins Lager, unberührt.

Ich schaute zu der Mutter auf; aber der Schrecken stand auf ihrem Gesichte.

Und aus dem Stalle rief das klagende heisere Stimmlein nur immerzu, immerzu!

Jetzt als ob sie eine kostbare Zeit versäumt, raffte sich die Mutter auf, hastig stieß sie das Wort hervor:

„Jesus Maria, es ist ein Unglück, lauf, lauf in die Häuser! die Staufer Lise und ihr Büblein seien fort; lauf, lauf, es sei ein Unglück!“

Ich lief hervor, riß ungestüm die Türen auf:

„Wo ist die Staufer Lise? Habt ihr sie nicht gesehen?“

Und fragend schauten sie mich an, mit großen Augen — und schüttelten den Kopf.

Als wir aus Waldeck zurück zum Stauferhäuschen kamen, in einem Atem, stand meine Mutter dort oben am Waldsaum, sie winkte langsam und traurig mit dem Arm. Ich war der erste, ich sah in ihrem Gesicht die Tränen des Entsetzens, ihr Mund hatte sich zusammengepreßt, wie um einen Schmerz zu verbeißen, daß zwei dunkle Falten sichtbar waren. — Ich kannte sie, diese dunkeln Kummerfalten! Wortlos stand sie am Walde, mit stummer Gebärde wies sie auf eine schmale verschneite Spur, die vom Häuschen zum Walde führte. Dann winkte sie und ging voran.

Keiner sagte ein Wort, jedem war, man müßte sein Herz pochen hören.

Fünfzig Schritte folgten wir der Spur, die uns die Mutter wies.

Da blieb die Mutter stehen, trat auf die Seite.

Was wir da sahen, das vergißt wohl keiner!

Vor uns, zu Füßen einer Tanne ruhte die Staufer Lise, ihr Büblein wie schlafend an der Brust. Der Schnee lag wie ein weißes Totenhäubchen auf ihrem fahlen Haupt. Das Büblein hatte sie an sich gepreßt, wie um ihm Wärme zu spenden. Er hatte den einen Arm um ihren Hals geschlungen, der andere hing schlaff herab, aber die steife Hand faßte krampfhaft ein Büschel grüner Zweige: Fluhbeerliholz! —

Fluhbeerliholz! — —

Traurig den Kopf schüttelnd, schauten wir uns an.

Keiner fragte, warum? wohin? woher?

Sie waren kalt, tot! erfroren, schmerzlos wohl? Ein Lächeln lag auf dem weißen Gesichte meines toten Ruedeli, wie Sonnenschein auf starrem Schneefeld.

Die kalte, hagere Hand der Mutter hielt noch die Laterne, mit der sie wohl in der Nacht das Kind gesucht.

Am Abend, als der Ruedeli neben seiner Mutter auf dem weißen Totenbette lag und die Kerzen leuchteten um sie herum, und die Blumen, die wir in den Häusern geholt, ihre rot und weißen Köpfchen hoben, als gelte es ein frohes Fest, da war es bekannt in den Häusern:

Eine Spur hatte man gefunden bis an die Fluh. Und da hat man's erraten, das vom Fluhbeerliholz, das vom Licht in dunkler Nacht, das Rufen und Suchen im finstern Walde. —

Und als man sie, die Mutter und ihr Büblein nach dem Kirchhof trug, sprach einer wohl zum andern:

„Sie trugen das Leben nicht allein. Die Liebe hat sie jetzt auf ewig vereint!“

Zwischen Hoffen und Bangen — Hängt eine Welt,
Zwischen Lust und Verlangen — Ist sie gestellt;
Zwischen Wunsch und Gewährung — Fließt eine Frist,
Die von der Güter Bescherung — Die beste ist.

Arnold Ott (Schweizer. Dichterbuch.)